

Beiträge von H. Ch. Brennecke (S. 74–95, bes. S. 92), der vor allem „an der zweifellos zentralen Rolle des *Henotikon* für Liberatus“ (S. 87) interessiert ist, und B. Bleckmann (S. 166–195, bes. S. 176–181). In beiden wird die Sicht von Schwartz ohne Hinweis auf das von Peeters angesprochene Problem nicht in Frage gestellt. Was für eine Promotion im November 2011 verständlich ist, muss aber bei einer „leicht veränderten“ Publikation im Jahre 2013 (S. 9) anders bewertet werden.

Buchbach

Karl-Heinz Uthemann

Christian Lange, Mia Energeia. Untersuchungen zur Einigungspolitik des Kaisers Heracilius und des Patriarchen Sergius von Constantinopel (Studien und Texte zu Antike und Christentum, 66), Tübingen: Mohr Siebeck 2012, XX, 701 S., ISBN 978-3-16-150967-4.

Das im Titel angekündigte Thema behandelt der Verf. im vierten der fünf Kapitel (S. 531–622) und bietet zuvor eine ausführliche Erörterung „der christologischen Diskussion im Römischen Reich“ vom 4. bis zum Ende des 6. Jahrhunderts, konzentriert auf das Konzil von Chalkedon (451) und dessen Rezeption (S. 21–470), sowie eine Übersicht über die entsprechende „Diskussion“ in Persien (S. 471–516) und Armenien (S. 517–530). Das Werk schließt mit einer Zusammenfassung „in kirchenhistorischer, dogmengeschichtlicher und ökumenischer Perspektive“ (S. 623–630) und mit den üblichen Hilfsmitteln, um es zu erschließen, wobei auffällt, dass der Index zu den „modernen Autoren“ (S. 700 f.) unvollständig ist. Die nicht in Frage gestellte Grundlage der Darstellung ist das monumentale Werk von A. Grillmeier (1979–2002), von dem auf S. 367 behauptet wird, er sei später Kurienkardinal geworden. Entscheidend ist, dass der Verf. auf dieser Grundlage den Zusammenhang zwischen dem Neuchalkedonismus und dem Monenergismus (sowie Monotheletismus) der byzantinischen Reichskirche und damit einen Konsens historischer Forschung akzeptiert, der sich seit W. Elert (1957) angebahnt hat, doch z. B. noch 2010 von C. dell’Osso mit einer Einleitung von M. Simonetti – ebenfalls weitgehend unter Berufung auf Grillmeiers Werk – als historisch unzutreffend bestritten wurde. Jedoch gelingt es dem Verf. selbst nicht, diesen historischen Zusammenhang überzeugend zu begründen, da er sich trotz ausführlicher Zitate aus Quellen eher für Bekenntnisformeln als für die genaue Analyse von Gedankengängen interessiert. Ausgangspunkt bleibt für den Verf. die Unterscheidung von „strengem Chalkedonis-

mus“ und „Neuchalkedonismus“ (der, wie er zurecht festhält, keine Vermittlungstheologie ist, wie er sie, ohne den Beweis erbracht zu haben, der Apologie Chalkedons des Johannes Grammatikos [CPG 6855] anlastet, um diesen wie u. a. die Skythischen Mönche einer dritten pro-chalkedonischen Richtung zuzuweisen). Dabei versteht er unter „strengem Ch.“, von ihm auch „Alt-Chalkedonismus“ genannt, eine Interpretation der *Definitio fidei* Chalkedons, welche die aus dem *Tomus Leonis* stammende Formel betont und die Hypostase als ein Ergebnis der Einung der beiden Naturen definiert (S. 370 f., 397), und doch fehlt bei ihm eine eingehende kritische Auseinandersetzung mit den Akten von Chalkedon, mit der Bedeutung der Union von 433 und Kyrills Laetentur-Brief (CPG 5339), mit dem Einspruch der Illyrer und Palästinenser sowie der Antwort der Konzilsleitung, d. h. mit jenen historischen Tatsachen, die für das Verständnis der *Definitio fidei* Chalkedons entscheidend sind und die z. B. A. Grillmeier dazu veranlasst hatten, den Begriff eines „genuinen Chalkedonismus“ einzuführen (der zumindest ein Problem anzeigt). Ferner fehlt der für die Rezeptionsgeschichte Chalkedons – und das Thema des Verfs! – wichtige Zusammenhang mit Papst Leos I. Apologien seines *Tomus ad Flavianum* und Leos Sicht auf seinen Konsens mit Kyrill. Seit der Union von 433 geht es um die Frage des Subjekts der biblischen Aussagen über „Jesus, den Christus und Gottessohn“, d. h. der φωναί εὐαγγελικαί καὶ ἀποστολικαί (auf S. 69–71 nach CPG 6310 und 5339 zitiert, doch ansonsten vernachlässigt), und damit um die Frage des Wirkens Christi, darum, wie es im *Henotikon* (CPG 5999) heißt und vom Verf. auf S. 202–263 bei der Darstellung dieser Unionsformel und ihrer Wirkungsgeschichte nicht bedacht wird, dass „es ein und derselbe ist, der die Wunder wirkt und gelitten hat“ (Τοῦ γὰρ αὐτοῦ εἶσιν τὰ θαύματα, τοῦ αὐτοῦ δὲ καὶ τὰ παθήματα). In dieser Tradition stehen die Neuchalkedoniker des 6. Jahrhunderts, deren Verständnis Chalkedons als einer Kyrillischen Synode für die monenergetische Sicht, die sich in der Reichskirche zu Anfang des 7. Jahrhunderts durchgesetzt hat, offen ist (und nichts anderes als offen!). Denn diese Autoren suchen „die eine Hypostase“ im Blick auf die Wahrung der beiden Naturen, „in denen“, wie Chalkedon lehrt, „der eine Christus“ auf Grund des NTs und damit seines Wirkens „erkannt wird (γνωρίζομενος)“, zu verstehen. Doch ist damit noch nicht der entscheidende Schritt zum Bekenntnis „der einen Energie“ des inkarnierten Gott Logos, in der die beiden Naturen gewahrt bleiben, vollzogen. Dass es auf Grund einer neuchalkedonischen Christolo-

gie zu diesem Schritt kam – und dies ist das Beweisziel des Verf.s! –, ist ein Prozess, der historisch im Detail, wie ja auch das 4. Kapitel belegt, schlecht bezeugt ist und, politisch gesehen, gewiss benutzt, teils motiviert wurde. Eine wichtige Rolle fiel dabei – bis einschließlich zur Union von 633 – einem Theodor von Pharan zu, wobei es nicht unerheblich ist, ob dieser mit Theodor von Raithu, dem Verf. einer Einführung in christologische Grundbegriffe (CPG 7600), identisch ist. Hierzu bemerkt der Verf. nur, dass „Werner Elert überzeugend (ihre Identität) nachgewiesen (hat)“ (S. 536, Anm. 26). Die Hypothese, die z. B. von M. Richard, W. Klein (2002) oder C. dell’Osso (2010) vertreten wurde, dass die genannte Schrift vor 544 bzw. in die Jahre 537–544 zu datieren ist, wird nicht erwähnt; der Inhalt der Schrift Theodors wird nicht erörtert, obwohl u. a. Beobachtungen von F. Diekamp (1938), die W. Elert nicht wiedergibt, es nahe legen, dass Theodor seine Schrift als Einführung zu den Dogmatischen Reden des Anastasios I. von Antiochien (CPG 6944) verfasst hat, in denen schon grundlegende Begriffe der Monenergeten erörtert werden. Wenn der Verf. die für die „miaenergetische Einigungspolitik des Kaisers Heraclius“ entscheidende Phase als ein Ringen um „die neue Formel der Synode von Zypern (634)“ beschreibt (S. 587–616), dann ist diese Formel „der eine Wirkende“, sollte sie tatsächlich als Kompromiss akzeptiert worden sein, gar nicht so neu, wie der Verf. meint (und dabei Roms Bischof – wie bei ihm üblich – als „Inhaber der Sedes Apostolica“ bezeichnet). Zu den bis zum 6. Ökumenischen Konzil (680/681) folgenden Ereignissen bietet der Verf. nur einige Stichworte (S. 616–622), wobei er kritische Anfragen an die Rolle sowohl von Rom als auch von Maximus dem Bekenner vermeidet. Im großen und ganzen enthält das Werk für die historische Forschung keine Ansätze zu neuen Erkenntnissen. Pikant ist deshalb – zumindest aus der Sicht des Rez.en – das Vorwort von Kardinal Brandmüller, der das Werk als eine „ebenso gründliche wie gescheite Arbeit“ lobt, deren Bedeutung „auch“ darin liege, dass diese „Arbeit ... ihren wissenschaftstheoretischen Ort am Schnittpunkt von historischer und theologischer Methode (hat)“ und dass der Verf. sich beiden Methoden „verpflichtet wusste“ (S. VII f.). Da, wie der Kontext zeigt, der Begriff „theologische Methode“ hier die Vorgehensweise der Dogmatik meint, wird man als Historiker neugierig, wie eine solche Reflexion kirchlicher Glaubenslehren – wissenschaftstheoretisch! – ihren „Schnittpunkt“ mit historischer Forschung definiert und begründet. Für den Historiker besteht kein Anlass, seine Methode in

bezug auf eine wie auch immer geartete theologische Methode abzugrenzen. Für ihn geht es einzig darum, sowohl die Geschichte der Glaubenslehren und Theologien als auch deren Vorgehensweisen – in ihren auf ein Jenseits von Geschichte zielenden Ansprüchen und in ihrer historischen Kontingenz – im Sinn von Dilthey zu verstehen und insofern als „Zusammenhänge“ in den Grenzen, die ihm eine „Kritik der historischen Vernunft“ aufweist, zu beurteilen.

*Buchbach* *Karl-Heinz Uthemann*

Katrin Pietzner: *Bildung, Elite und Konkurrenz. Heiden und Christen vor der Zeit Constantins*, Tübingen: Mohr Siebeck 2013 (Studien und Texte zu Antike und Christentum 77), IX, 479 S., ISBN 978-3-16-149624-0.

Als sich im 2. und 3. Jahrhundert das Christentum in der Gesellschaft des römischen Reiches weiter ausbreitete, wurden dessen Anhänger einschließlich der intellektuellen Vordenker von ihren heidnischen Gegnern als ungebildet und sozial minderwertig deklassiert. Mit Hilfe der Gründe für diese die Christen stigmatisierende Zuschreibung öffnet K. Pietzner in ihrer 2003 angenommenen, aber erst zehn Jahre später veröffentlichten althistorischen Dissertation den Zugang zu Fragestellungen, die den Zusammenhängen von Bildung, Elite und Konkurrenz bei Heiden und Christen nachgehen. Diese kulminieren in zwei sorgfältig vor- und aufbereiteten Fallstudien über Minucius Felix (*Octavius*) und Origenes (*Contra Celsum*), die für die Strategien der Auseinandersetzung im lateinischen Westen und im griechischen Osten stehen. Die Untersuchung der Stigmatisierung von Christen durch Heiden und ihrer Folgen für das Selbstverständnis der Christen dient Pietzner dabei als heuristisches Mittel, die betreffenden Werke des Minucius Felix und des Origenes in ihrer Rolle für die Identitätskonstruktion der Christen, seien sie nun selbst Intellektuelle oder auch nicht, zu würdigen.

Die Grundlage für ihre Argumentation bereitet Pietzner anhand sorgfältig skizzierter einschlägiger Aspekte samt aktuellem Forschungsstand vor: Hier behandelt sie die Bedeutung von Bildung für die Oberschicht des römischen Reiches, die Einbindung von Christen in Bildungsfragen, die Spannungen, die sich aus ihrem Verhältnis zur heidnischen Paideia ergaben, bei der die – vor allem platonische – Philosophie eine besondere Rolle spielt, unter deren Einfluss gerade auch christliche Gelehrte standen. Als Forschungs-